Werk

Titel: Goethe und Christian Friedrich Schlosser. Mit einem ungedruckten Briefe Schlosser...

Autor: Dammann, Oswald

Ort: Weimar

Jahr: 1930

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503542318_0016|log6

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Goethe und Christian Friedrich Schlosser

Mit einem ungedruckten Briefe Schlossers an Goethe

Von Oswald Dammann (Heidelberg)

„Die drey Schlosser und zwey Voße", schrieb Goethe am 23. November 1801 an Friedrich Heinrich Jacobi, „machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der jüngste Sohn des Schöff Schlosser ist ein kleiner Enragé für die neuste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehn. Sein älterer Bruder ist eine ruhige verständige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der seligmachenden Lehre, gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers scheint seinen Vater nicht zu verläugnen. . . . Wär' es nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen." Diese drei Schlosser, die sich im Herbst 1801 zum Studium in Jena zusammenfanden und, mit einer Empfehlung der Frau Rat versehen, dem großen Verwandten in Weimar ihre Aufwartung machten, waren der von Halle kommende Jurist Johann Friedrich Heinrich (Fritz) und sein jüngerer Bruder, der Mediziner Christian Friedrich Schlosser, die Söhne des Schöffen Hieronymus Peter Schlosser, sowie ihr Vetter Eduard, Johann Georg Schlossers einziger Sohn aus seiner Ehe mit Johanna Fahlmer, der als junger Militärarzt schon 1807 in Königsberg dem Lazarettfieber zum Opfer gefallen ist.

Fritz Schlosser hat dem Dichter das früh gefaßte Zutrauen ein Leben lang mit selbstloser Hingabe gedankt. Man erinnert sich der schönen Worte, die er nach Goethes Tode an Sulpiz Boiſ-

serée gerichtet hat[1]), jenes Bekenntnisses, aus dem die ganze Andacht spricht, mit der die jüngere Generation zu dem mythischen Bilde Goethes aufblickte, an dem sie z. T. selbst noch mitgearbeitet hatte. Man weiß, wie gerade Fritz Schlosser, der unermüdliche Sachwalter des Dichters, ihm den Stoff bereitlegte zu 'Dichtung und Wahrheit' und in Zeiten, da sein Bild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt zu werden drohte, sein Andenken unverfälscht der Nachwelt zu überliefern suchte. Indem er es hütete mit der Selbstbescheidung des Sammlers und Forschers, wurde er einer der ersten „Goetheverehrer", sein Goethezimmer auf Stift Neuburg das erste Goethemuseum, das zusammen mit der erlesenen Nazarenersammlung des „Gotischen Saales" zum Sinnbild dieses geräuschlos-tätigen Lebens wurde, in dem klassische und romantische Bildungselemente sich zu seltener Harmonie vereinigten.

Aber nicht er, sondern sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Christian Friedrich[2]) (geb. am 15. September 1782 in Frankfurt am Main) war der eigentliche Romantiker aus dem Blute dieses alteingesessenen und mit Goethe durch Freundschaft und Verwandtschaft nahe verbundenen Frankfurter Geschlechts. Wie er, der Frühvollendete, des Dichters Weg gekreuzt hat und ihn im Andrang schwärmerischer Liebe in Bahnen hinüberzuziehen suchte, die nicht des Dichters Bahnen waren, und wie der ältere Bruder auch das Gedächtnis dieser Freundschaft als teures Vermächtnis zu wahren wußte, ist in der Goetheliteratur bisher kaum beachtet worden. Einzig Düntzer hat es flüchtig vermerkt.[3]) Das ist leicht erklärlich. Denn Christian Schlosser teilte das Romantikerschicksal, es ist ihm, wie der Bruder am 13. April 1830 an Goethe schreibt, „bei so reichen Gaben des Geistes und Gemüthes nicht beschieden gewesen, ein vollendetes Denkmal seiner Bestrebungen und seiner geistigen Thätigkeit zu hinterlassen, und sein vielfach bewegtes und angeregtes Leben ver-

[1]) 'Sulpiz Boisserée' 1, 593.

[2]) Nicht Christian Heinrich, wie er gemeinhin, auch in der Weimarer Ausgabe und bei Goedeke, erscheint.

[3]) H. Düntzer, 'Aus Goethe's Freundeskreise', Braunschweig 1868, S. 523ff. ('Goethes Tonlehre und Christian Heinrich [!] Schlosser').

rollte größtentheils in Vorbereitungen und Vorübungen". Dazu kommt, daß bei seinem Tode sein gesamter handschriftlicher Nachlaß, darunter auch die Originalbriefe Goethes, bestimmungsgemäß der Vernichtung anheimgefallen ist.[1]) Indessen hat die Weimarer Ausgabe 11 Briefe des Dichters an Schlosser nach dem Konzept zutage gefördert, die zusammen mit den im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrten Gegenbriefen Schlossers eine Darstellung seiner Beziehungen zu Goethe ermöglichen.

Christian Schlosser war in allen Stücken das Gegenteil seines Bruders. War dieser das getreue Ebenbild des Vaters, so sehr, daß Goethes liebevolle Schilderung Hieronymus Peter Schlossers in 'Dichtung und Wahrheit' Wort für Wort auf dessen ältesten Sohn paßt[2]), so ist Christian die problematische Natur, in der Unvermitteltheit seiner reichen Anlagen ein „forciertes Talent" im Sinne Goethes. Mit einem ausgeprägten kritischen Verstand verband er eine leicht erregbare Phantasie und eine überaus reizbare Empfänglichkeit für alles Neue und Ungewöhnliche, jedoch ohne die für den Ausgleich dieser Gegensätze nötige Selbstdisziplin. So zeigt sein Bild die auseinanderstrebenden Züge des wirklichkeitsfremden Schwärmers und des scharfsinnigen Dialektikers, der nicht ohne Selbstgefälligkeit den Vorrang beansprucht. Den kranken Kern in Christian erkannte schon Frau Rat mit gesundem Blick, wenn sie ihrem Sohne am 1. Oktober 1802 schreibt: „Vor Christian ist mir manchmal bange — dieser junge Mann ist so sehr überspannt — glaubt mehr zu wissen als beinahe alle seine Zeitgenossen, hat wunderbare Ideen u. s. w. Du giltst viel bei Ihm, kannst du Ihn abspannen, so tue es."

Der Dichter hat diesen Wink gewiß nicht unbenutzt gelassen. Je weniger eine Natur wie Christian Schlosser dem Zauber der in Jena auf ihn eindringenden romantischen Ideenwelt und namentlich der die Jugend revolutionierenden Wirkung der Schellingschen Philosophie widerstehen konnte, um so willkommener mußte der Einfluß Goethes sein, der, über den

[1]) Vgl. 'Historisch-politische Blätter', Bd. 155 (1915), 162.

[2]) Vgl. auch Goethe an Fritz Schlosser 10. April 1818 (Briefe 29, 138).

Parteien stehend, die erhitzten Gemüter immer wieder zu gemeinsamer Bewunderung seiner Person zu einigen verstand.[1]) In welchem Sinne sein Wort von der seligmachenden Lehre sich gleichwohl an den Brüdern Schlosser erfüllen sollte, konnte er damals freilich nicht ahnen.

Die Jahre 1805—6 sehen denn auch Christian in Göttingen schon ganz im Fahrwasser der Romantik und im engen Bündnis mit den Malerbrüdern Franz und Johannes Riepenhausen und — mit Friedrich Hurter, dem nachmaligen Antistes von Schaffhausen. Wenn man bei Hurter liest[2]), wie in der Auseinandersetzung mit dem vulgären Rationalismus der Zeit das „Receptenbuch" der Romantik, Tiecks 'Genoveva', und die von gleichem Geist erfüllten Umrißzeichnungen der Brüder Riepenhausen, zu denen Christian Schlosser damals die Erläuterungen schrieb[3]), die entscheidende Wandlung in ihm anbahnten, so ist wohl auch für diesen schon zu jener Zeit der Durchbruch zur katholisierenden Romantik erwiesen. Trotzdem erschien er Arnim, der ihn 1806 in Göttingen kennen lernte, noch als „der unbefangenste, genießendste in der neuen Manier, ein vollständiger Kerl, der mit der Welt ordentlich lebt und mit schöner Neigung das mit ihm erwachsende Talent der Riepenhausens schätzt".[4])

Zur Ausübung eines Berufs gleich seinem Bruder, der sich seit 1803 in Frankfurt als Advokat niedergelassen hatte und in der Folge, von Dalberg geflissentlich herangezogen, rasch zu ehrenvollen Ämtern emporstieg, konnte sich Christian Schlosser so wenig wie jeder andere reinblütige Romantiker verstehen. Eine unabhängige äußere Lage gestattete ihm, sich ganz der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit und nebeneinander

[1]) Goethe an Johanna Schlosser 24. November 1801 (Briefe 15, 283). Über den engeren Schlosserschen Kreis in Jena, dem außer Heinrich und Wilhelm Voß noch Solger und B. R. Abeken angehörten, vgl. B. R. Abeken, 'Goethe in meinem Leben', Weimar 1904, S. 51/52; Henry Crabb Robinson, 'Diary, Reminiscences and Correspondence' 1 (1869), 131/132.

[2]) F. Hurter, 'Geburt und Wiedergeburt', 3. Ausgabe, Bd. 1 (1849), S. 140.

[3]) Vgl. 'Achim von Arnim und die ihm nahe standen' 1, 179.

[4]) Ebenda 1, 189 (an Clemens Brentano 16. August 1806).

naturwissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen Neigungen zu widmen. Die Jahre bis 1808 benutzte er namentlich zu Reisen rheinauf rheinab; Verbindungen wurden gesucht und angeknüpft mit Sulpiz Boisserée, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner. Seit 1806 öffnete sich den Brüdern Schlosser auch das Haus Brentano in Frankfurt und damit ein neuer Zugang zum Reich der Romantik.

In diesem Kreise, der zugleich den Mittelpunkt der Frankfurter Goethegemeinde bildete, und im Verein mit den dortigen wissenschaftlichen Wortführern der rheinischen Restauration, den Böhmer, Thomas, Passavant, gewannen nun auch die Brüder Schlosser den festen Anschluß an jene Richtung, die von den Brüdern Boisserée so gut wie vom Freiherrn vom Stein getragen wurde und dem Frankfurt des Vormärz das geistige Gepräge verlieh.

An den Bestrebungen der Heidelberger Romantik nahmen beide Brüder auch praktischen Anteil, Fritz Schlosser durch tätige Mithilfe bei der Sammlung des Materials für 'Des Knaben Wunderhorn', Christian durch einige, freilich der Originalität entbehrende Beiträge zur Einsiedlerzeitung.[1])

Die Beziehungen zu Goethe wurden inzwischen durch des Dichters Mutter lebendig erhalten, zu deren nächsten Freunden außer den Familien Stock, Moritz, Melber und Starck auch die Familie Schlosser gehörte. Der Entwicklung der Schlosserschen Kinder schenkte sie ohne Unterschied ihre mütterliche Teilnahme. Fritz Schlosser wußte sie als ihren stets dienstbereiten „literarischen Trippscher" besonders zu schätzen. Die noch von der Erinnerung an Weimar zehrende Begeisterung der Brüder für den Dichter war so unentwegt, daß sie damals mit Bettine Brentano in eine von dieser übel vermerkte Rivalität gerieten.[2]) Zu unmittelbarer Fühlungnahme mit Goethe selbst kam es jedoch erst wieder, als nach dem Tode der Frau Rat am 13. September

[1]) Über Christian Schlossers Beiträge zur Einsiedlerzeitung siehe 'Euphorion' 19 (1912), 234/35, wo Steig die Anknüpfung mit Arnim jedoch fälschlich erst in das Jahr 1808 setzt.

[2]) 'Bettina von Arnims sämtliche Werke', hrsg. von W. Oehlke, Berlin 1920, 3, 43. 45. 46. 132.

1808 Fritz Schlosser ihrem letzten Willen gemäß mit der Regelung der Erbschaftsangelegenheit betraut und weiterhin auch in aller Form zum Sachwalter Goethes in dessen Frankfurter Vermögens- und Bürgerrechtsgeschäften bestellt wurde.

Christian Schlosser befand sich um diese Zeit bereits auf dem Wege nach Rom, wohin er Ende Juni 1808 aufgebrochen war. Inneres Ungenügen und die Hoffnungslosigkeit der heimischen Zustände, die seiner schweifenden Unrast, wie ihn dünkte, keine würdigen Aufgaben verhießen, trieben ihn wie so manchen gleichgesinnten Altersgenossen aus der führenden Bildungsschicht in das Land seiner Sehnsucht, das Italien der Romantik um 1810. Auch ihm wurde Rom zum Schicksal. Alles, was es für die junge Generation in vollendeter Ausprägung in sich begriff, vereinigte sich, um auch Schlossers ästhetisches Bedürfnis religiös zu erhöhen und ihn dem letzten Ziel seiner Wünsche nahezubringen. Sein Lebensgefühl erfuhr in diesen römischen Jahren einen nie wieder erreichten Auftrieb und umgab ihn mit einem Schimmer von Genialität. Die altvertrauten Brüder Riepenhausen, Thorwaldsen, Overbeck, Pforr und Cornelius wurden seine nächsten Freunde. Karoline v. Humboldt und Zacharias Werner gesellten sich hinzu. Hier, wo Klassiker und Romantiker noch friedlich miteinander lebten, wo der Dichter des 'Faust' und der 'Wahlverwandtschaften' als der große Mittler begrüßt wurde, wurde Christian Schlosser der berufene Kommentator seiner Farbenlehre[1]), beflügelte er als geistvoller Interpret Dantes und des Nibelungenliedes die schöpferische Phantasie der Klosterbrüder. Und mit dem ihm eigenen Werbeeifer übernahm er nun auch die Aufgabe, Goethe für die verheißungsvoll aufblühende „neu-deutsche religios-patriotische Kunst" ungeachtet seiner seit 1805 ausgesprochenen Absage empfänglich zu stimmen und damit den Freunden den einflußreichsten Gönner zu gewinnen.[2])

[1]) Vgl. 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 14 (1899), 60; H. Düntzer, 'Zwei Bekehrte', Leipzig 1873, S. 210.

[2]) Über Goethe und die bildende Kunst der Romantik mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu den Nazarenern siehe die grundlegende Arbeit von K. K. Eberlein im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 14 (1928), die hier stets heranzuziehen ist.

Bereits der erste erhaltene, noch in Frankfurt geschriebene Brief Schlossers an Goethe vom 2. Juni 1808 greift im Anschluß an Goethes kurz zuvor erschienene 'Sammlung zur Kenntnis der Gebirge von und um Karlsbad' gemeinsame geologische Interessen auf, zieht aber zugleich auch schon die Kölner Kunstsammlungen in den Kreis kunstgeschichtlicher Betrachtung und stellt somit neben Friedrich Schlegels Vorstoß vom Mai 1808[1]) und Zacharias Werners Schreiben an Goethe vom 22. August 1809[2]) einen der ersten Versuche dar, Goethes Aufmerksamkeit noch vor Sulpiz Boisserée auf die Denkmäler der altdeutschen Malerei zu lenken. Der zweite hier folgende vom 2. September 1811 aus Castello bei Rom, der umfangreichste und bedeutendste von allen, auf den Goethe wiederholt anerkennend zurückkommt[3]), nimmt unter dem frischen Eindruck der Farbenlehre das angeschlagene Thema auf und erweitert es in geistvoller Abwandlung zu einem breit ausklingenden symphonischen Gemälde.

Über die zentrale Stellung und die symptomatische Bedeutung der 'Farbenlehre' hatte sich Schlosser schon am 2. Februar 1811 in einem Briefe an Karoline v. Humboldt[4]) enthusiastisch geäußert: „Das ist das eigene in Goethes neuesten Büchern, daß sie so viel über die Rechnung bezahlen, und man kann um so weniger mit ihnen fertig werden, als die Gedanken beständig den Menschen hervorrufen, und der Mensch, so wie er sich stellt, eine Welt der zusammenhängendsten Empfindung. So entsteht eine Art Ahndung oder Liebeszauber, welcher uns auch da nicht verläßt, wo man angestrengtes Nachdenken anwenden muß. Was ich aber immer wiederholt bewundere, ist die außerordentliche Wesenhaftigkeit dieses Geistes, der wie vielleicht keiner des Altertums alles Beiwerk schnurgerade vorbeigeht, für alles, was ist, mit der unendlichsten schöpferischsten Fühlbarkeit begabt

[1]) 'Sulpiz Boisserée' 1, 51.

[2]) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 14, 41—43, wo Werner sich ausdrücklich auf das übereinstimmende Urteil Fritz Schlossers bezieht.

[3]) An Fritz Schlosser 28. Oktober 1811 und 21. September 1812 (Briefe 22, 187; 23, 98).

[4]) Ungedruckt (Familienarchiv in Tegel).

ist. Ich danke dem ersten Teile eine neue Welt. Denn er gebiert einem ein Organ an sich, aus einer drängenden und daher unempfundenen Masse, wie aus einem Traume erwacht, plötzlich zu Ordnung, Gesetz und Gefühl sich zurecht zu finden." Diese Erkenntnis wird auch das Leitmotiv seines Briefes an Goethe. Als Beitrag eines eingeweihten, im Ganzen Maß haltenden Zeugen römischer Kunstzustände wird er auf Goethes Urteilsbildung nicht ohne Einfluß geblieben sein.[1])

Christian Friedrich Schlosser an Goethe.

Castello bey Rom. 2ten September. 1811.

Die gütigen Zeichen Ihres Wohlwollens, welche Sie, edelster und geliebtester Mann, nach Rom mir zugesendet[2]), haben lebhafter allen Dank in mir rege gemacht, den ich Ihnen seit frühester Jugend und mit fortschreitendem Leben immer zunehmend schuldig geworden bin. Hier in dem Kreise meiner Freunde, wo kaum ein Tag vergeht, ohne daß Ihrer gedacht würde, bekennen wir uns oft wechselseitig, wie innig das Beste in uns mit der Erinnerung an Sie verknüpft ist.

Daß ich aus Rom so lange geschwiegen habe, werden Sie gewiß verzeihlich und natürlich finden. Mit was für Erwartungen oder Zurüstungen man zu der erhabensten Anschauung der Menschheit, der Antike, kömmt, bleibt man immer getäuscht. Man findet nicht mehr oder minder, man findet ein ganz anderes. Sie will aus sich selbst gefühlt und begriffen sein. So weißt sie uns für lange in uns selbst zurük, und zwingt uns, woferne wir redlich sind, unsere Kräfte und Triebe mit ihr auszugleichen, wie wir unsere Willkühr mit der Natur ausgleichen müssen. Der auszeichnende Charakter, könnte man sagen, dieser vollendeten Welt, ist, daß Liebhaberey gar nicht in ihr gedacht werden kann.

Ich möchte in diesen wenigen Zeilen Ihnen etwas erfreuliches

[1]) Eine Abschrift dieses Briefes befand sich auch unter den Goethe-Papieren Fritz Schlossers. Vgl. J. Frese, 'Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß', Stuttgart 1877, S. 42 Anm.

[2]) Nicht erhalten.

von hier sagen. Aber ich suche es vergebens. Rom ist wie ein Tempel voll Majestät, dessen Pforten sich langsam, unaufhaltbar schliesen. Das Tröstliche liegt wie überall nicht in der Vergangenheit, die in Trümmer geht, sondern in den Seelen der strebenden Menschen, welche den Keim einer besseren Zukunft bilden.

Und davon zeigt sich so manches schöne bei uns. Thorwaldson ist Ihnen bekannt, der durch den ernsten Adel seiner Gedanken, und durch die Reinheit des Styles seine Arbeiten den Griechen näher bringt, als je geschehen war. Eben so kann ich Schik übergehen, einen Mahler voll Empfindung und Liebenswürdigkeit, der in diesen lezten Tagen nach Deutschland zurükgekehrt ist. Aber unter den jüngeren erwähne ich einiger vorzüglicher Talente.

So ist vor beinahe einem Jahre ein Trupp unserer Landsleute hier angekommen, welche in Wien sich zusammengefunden hatten, und alle aus der edeln altdeutschen Schule ihre Entwikkelung genommen haben. Unter diesen leuchtet ein junger Overbek, durch Kenntniß, Sicherheit in der Ausübung, und eine Seelenschönheit hervor, die, was er anrührt, aufs liebevollste durchdringt. Man sieht recht, wie ihm unter Liebe und Vortrefflichkeit erst wohl wird. Er hat ein groses Bild mitgebracht, den Einzug Christi vorstellend. Dies hat die wahrste Natur, und lauter menschliche Motive, und ist bei einer sanfteinnehmenden Frömmigkeit, die den Charakter des Künstlers spiegelt, voll Leben, Erfindung, und Bewegung. Ein anderer seiner Gefährten, Vogel, ein Schweizer, behandelt Gegenstände seiner vaterländischen Geschichte. Er gefällt sich in feurigeren Darstellungen, weicht aber dem ersten nicht an Geist und Talenten. Ein Bild von ihm, die Rükkehr der Sieger aus der Schlacht bei Murgarten, möchte man fresco in einem Rathhaussaale gemahlt wissen. Man lebt und webt in der Zeit und Begebenheit. Alte und Kinder, Bräute, die den seligen Siegern entgegenkommen, der Jubel, das Gedränge des Volkes, würken wie ein Moment erwünschter Gegenwart. Dabei ist groser Reichthum in den Charakteren, und eine Deutlichkeit in der Anordnung, die über nichts schwanken läßt. Mit ihnen ist ein dritter sehr junger

Mann, Pforr[1]), der Sohn des berühmten Pferdemalers, verbündet, der mit sehr vielem Ernste und treuem Fleise arbeitet.

Sonst findet sich dann und wann ein Exemplar der Altdeutsch[h]eit auf übergebirgischem Boden ein, bei dem man Angst und bange werden möchte. Bey diesen verschwindet der Glanz unseres herrlichen Himmels, und das Ebenmaas einer zu Frieden gediehenen Natur, vor den Entzükkungen, welchen sie unter langzugespizzten Giebeldächern und überhängenden Brüstungen ausgesezzt sind. Eben so sind ihnen Wundergeschichten lieber als die lautersten Triebe der Menschheit. Kurz den ganzen Bedürfnisskram für Leib und Geist möchten sie zur Kunst machen, und aus ihr verdrängen, was ursprünglich, wahrhaft und wesenhaft ist. Wer sich den altdeutschen Werken, und jener Zeit voll Inbrunnst, ohne Wiederstreben genähert hat, wird gewiß ehrwürdige Bestrebungen und ein bereits schönes Gelingen in ihr schätzen müssen. Aber es soll schier nichts mehr gelten als sie, und alles unter ihr sein. Den weitläufigen Schwall des Mittelmäsigen sehen sie noch wie eine Reliquie an, und ziehen ein schlechtes Ding von heiligem Ursprunge dem durch sich vortrefflichen profanen vor.

Diesem sonderbaren Unwesen sezzen sich sehr anmuthig und geistreich meine näheren Freunde, die Brüder Riepenhausen, entgegen, welche Ihre Güte sich durch frühere Werke bereits gewonnen hatten, und von denen man vielleicht sagen kann, daß sie ihren langen Aufenthalt in Italien am universellsten benüzzen. Sie sind entfernt davon, die Schönheit für ein nothwendiges Uebel, oder überflüssiges Gut zu halten, und haben durch Betrachtung, Gefühl und Verstand eine gewiß seltene Einsicht in das Bedeutende sich erworben. Dabey streben ihre reichen und mannichfaltigen Compositionen, immer mehr klar zu werden, in sich selbst Ausdruk zu gewinnen, und, indem sie sinnlich offenbar würken, die Empfindung sicher zu treffen.[2])

[1]) Über Schlossers Verhältnis zu Pforr siehe F. H. Lehr, 'Die Blütezeit romantischer Bildkunst. Franz Pforr, der Meister des Lukasbundes', Marburg 1924, S. 176. 311/12.

[2]) Über die Brüder Riepenhausen und ihre im folgenden genannten

Unter dem lezten, was sie gemacht haben, ist eine Composition Ihres Sängers, welchen sie früher bereits unvollkommener behandelt hatten. Eine Kreidezeichnung, für Frankfurth bestimmt, die allgemeinen Beifall erhält. Ausserdem arbeiten sie an 12 Vorstellungen aus dem Faust, von welchen 2, Gretchen wie Faust ihr an der Kirche begegnet, der Teufel sie zu ihm treibt, und ihr guter Engel über ihr schaudert; die andere, der Tod Valentins, sehr glüklich gelungen sind. Das lezte ist, was den Effekt in der Composition angeht, besonders lobenswerth, und versezzt in eine Welt. Wie oft haben wir zusammen gewünscht, sie Ihnen einen Augenblik vorlegen zu können.[1])

Eine ihrer sinnreichsten Erfindungen ist eine Amorinnenverkäuferinn, voll reizender Motive. Das Mädchen sizzt vor einem Käfige voll Liebesgötter, von welchen einer entwischt ist, und eben behende in die Ferne fliegt. Ein Alter will ihr für Geld einen abhandeln, aber der Knabe sträubt sich und läuft davon. Einem jungen Mädchen dagegen, das Blumen dafür anbietet, fliegt ihr Liebling liebkosend entgegen. Ein jüngeres Mädchen, schüchtern, will den einen in ihr Obergewand versteckt heimlich wegtragen, aber, ohne daß sie es merkt, macht er sich Tag und läßt sich sehen. So weit kettet sich die Gruppe in einander. Darauf schließt das Bild auf der anderen Seite im Vorgrunde, mit einem Schäfer, der neben seiner Geliebten von Tanz und Gesang ausruht, während ein Amor, mit Weinlaub bekränzt, auf ihrem Schooße sizzt, und sie prahlend von seinen Thaten belehrt. Im Mittelgrunde lehren Mädchen die kleinen Nestlinge gehen, und gängeln sie an den Flügeln; im Hintergrunde jagen sich Faunen mit den flükgewordenen kleinen herum.

Auch in Gemählden haben sich diese thätigen Künstler, so weit es der Druk einer ungünstigen Zeit gestattet, in der neuesten Zeit vortheilhaft ausgezeichnet.[2])

Kompositionen siehe A. Andresen, 'Die deutschen Maler-Radierer', Leipzig 1869, 3, 86ff.

[1]) Unterm 8. April 1828 notiert Goethe (Tagebücher 11, 203): „Retzschens Hamlet und Riepenhausens Faust vorgewiesen."

[2]) Ein Porträt Christian Schlossers von Franz Riepenhausen, einst

Von der Kunstgeschichte[1]), von welcher hoffentlich jezt das dritte Heft in Deutschland erschienen sein wird, welches Ihnen gewiß Freude machen wird, indem es einen der erhabensten Kunstgenien aus dem Dunkel zieht, läßt sich leider nichts gutes sagen. Schon entstanden ist das Ganze unter einem Gedränge von Bedürfnissen, und so wenig unterstüzzt, daß blos die reine Liebe zur Sache es in der Gestalt, wie es ist, hervorgehen lassen konnte. Haben die ersten 2 Hefte hier und da Freude gemacht, so war der Verdruß davon allein den Verfassern aufgespart, indem ich weiß nicht welcher Kunstzuchtmeister in Deutschland Titel, Vorrede, und Einleitung, bis wo nichts als bestimmte Kenntnisse fruchten konnten, aufs willkührlichste und frazzenhafteste in allen Perioden entstellt hat. Doch ist es nicht ganz gleichgültig, eine Maske des allergewöhnlichsten Journalunsinnes vor der Welt zu tragen! Jezt zeigt sich der Verleger vollends so halsstarrig, kleinlich und ungerecht, daß, wenn er nicht auf sehr bestimmte Forderungen nachgiebt, das Ganze in Stokken kommen muß. Inzwischen ist der Reichthum an Zeichnungen so gros, und auch der immer lauterwerdenden ersten Kunstverdienste so viele, daß eine besserorganisirte, neue Kunstgeschichte, die auch in der Ausführung mehr leisten würde, und welcher diese ersten Hefte blos als fragmentarischer Beitrag beigelegt werden könnten, sich gar wohl ideiren liese. Zu dieser müßte man freilich die Stimmung des Publikums durch Subscription erproben. Diese in Deutschland zu einer Kunstgeschichte vereinten Beiträge haben übrigens nie auf diesen vornehmen Titel Ansprüche gemacht. Ja, gewiß mannichfaltig aufgeregt, über Gegenstände nachzudenken, die uns stündlich umgeben, haben wir uns alle überzeugt, daß von einer Kunstgeschichte noch gar nicht die Rede sein kann. Glieder dazu können entwikkelt werden. Durch Ueberlieferung ursprünglich, später durch

auf Stift Neuburg, ist noch im Besitz des Freiherrn A. v. Bernus. Zu einer Wiedergabe des Bildes in dem vorliegenden 'Jahrbuch' war Herr v. Bernus nicht zu bewegen.

[1]) Franz und Johann Riepenhausen, 'Die Geschichte der Malerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung', 2 Hefte, Tübingen, Cotta, 1810—11. Mehr erschien nicht.

seinen Geist drängt sich das Alterthum in die sich bildende neue Welt, dessen Maximen doch noch nicht so geläufig sind, sie etwas abstrakt anwenden zu können. Ausserdem kann man für unser Vaterland zu einer Kunstgeschichte weder die kalvinistische Abneigung noch die neueste Zuneigung zum Catholicismus brauchen. Und wird nicht der Gang des herrlichen Gedeihens der Menschheit, welcher gegen die Zeit Leo X. zur Reife kam, der überdies, rapid und rhapsodisch, dem griechischen im Wesen genug ähnelt, vor Augen gebracht; was hat man an einer ungefühlten Reihe von Nahmen? Will man aber von der Reife reden, ohne die Wurzeln mehr entblößt zu haben? — Durch ähnliche Betrachtungen haben sich nach und nach folgende Grundsätze bei uns befestigt. Was am nöthigsten bleibt, ist, das Vortreffliche in den Anfängen und Fortschritten der Kunst immer mehr in lebendige Anschauung zu bringen. Erst durch vieles Sehen wird Betrachtung genährt, und Unterscheidung Thatsache. Hier kommen die unschätzbaren Bemühungen der Köllner Kunstfreunde, und überhaupt die Liebe zu den altdeutschen Bildern, einer Schule, welche unstreitig älter als die italiänische ist, zu Statten. Bis auf Masaccio ähneln sich, bis auf geringe Nationalunterschiede, beide. Von ihm aus nimmt dieser leztere bedeutend zu, und Italien erfährt Einflüsse, die in Deutschland, wo überdem der Nationalcharakter die frühere idealische Schule verdrängt, nicht vorhanden sind. Was nachher die Erläuterung betrifft, so wäre wohl vorläufig eine Restauration der Grundsäzze das zwekmäsigste, nach welchen die grosen Meister selbst betrachtet und gefühlt haben. Hier ist des sonst zu sehr gerühmten Vasaris groser Werth zu suchen, und wir sind durchdrungen von dem grosen Verdienste, welches Sie, edelster Mann, durch die Bearbeitung des Benvenuto Cellini, mit seinen Anhängen, wahrhaft bahnbrechend, sich erworben haben. Man kann auf keinem reineren Wege vorwärts gehen, ja ich kann z. B., wie wir mit unserer formlosen Betrachtungsweise der bildenden Kunst gegenüber stehen, mir nicht entschiedener vergegenwärtigen, als indem ich die kurze Betrachtung Cellinis über den Bau des menschlichen Körpers lese. Soll erschütternd und allgemeinbelebend jene

wunderſame Zeit auf die unſere würken, ſo iſt der Anfangspunkt in Gregor dem Heiligen, dem Heroen der neuen Welt, zu ſuchen. In ihm verflicht ſich, was Religion, Staat, und Vermiſchung neuer dauernder Gebräuche vereint hervorbringen, und er gab allen 3en den Nachdruk ſeiner Kraft, welcher noch auf unſere Tage ſichtbar iſt. Einzelne ſpätere Zweige könnte man mit Glük an die gründlichen Werke von Roscoe knüpfen, welcher durch ſeinen Detail vor allen leichtfertigen Einbildungen hütet. Man ſchmeichelt ſich wohl mit Wünſchen, viel vollenden zu können, dann drängt ſich das Leben und gehäufte Schwierigkeiten dazwiſchen. Indeſſ bleibt auch ſchon eine reinerworbene Ueberzeugung der Richtung ein groſer Gewinn, und ein Troſt, wenn das Glük anderen die Ausführung gönnt.

Angenehm, hoffen wir, ſoll Ihnen ein Zeichenbuch ſein, welches die Riepenhauſen folgenden Sommer herausgeben, und unter ihren Augen ſtechen laſſen. Wir haben vereinigt mit Liebe daran gedacht, und alle Sorgfalt ſo wohl auf die Methode, als die Wahl der Gegenſtände, und den angemeſſenſten Gebrauch derſelben verwandt.

Auſſerdem ſind ſie mit Erfindung eines Cyklus von Darſtellungen aus dem Leben Karls des Groſen beſchäftigt. Ich wage für meine Freunde Ihre Güte zu dieſem Zwekke in Anſpruch zu nehmen. Sie werden es ſelbſt ſtechen, und in jeder Rükſicht daran zeigen, was ſie vermögen. Es erſcheint auf Subſcription. Ich habe meinen Bruder gebeten, Ihnen die Subſcriptionsbedingungen zuzuſchikken. Der Antheil, welchen Sie, gütigſter Mann, jedem ſchönen Bemühen zuwenden, macht, daß ich Sie bitte, auch dieſes Unternehmen zu vertreten, wo es ohne Unbequemlichkeit geſchehen kann.[1])

Sollte ſich in Deutſchland das Gerücht von vielen Entdekkungen und Aufgrabungen verbreitet haben, ſo iſt daran gar nichts. Vielmehr iſt ärgerlich, zu ſehen, wie die rührenden Denkmähler entſtellt, und ihres ſchönen Charakters, mit dem ſie allen vorbeilaufenden Jahrhunderten nachgegeben hatten, und gleich-

[1]) Goethe ließ die Subſkriptionsanzeige daraufhin im Intelligenzblatt der 'Jenaiſchen Allgem. Literatur-Zeitung' 1811, Nr. 52 abdrucken. An Eichſtädt 17. Juli 1811 (Briefe 22, 131).

sam der Einbildungskraft wieder ein Ganzes geworden waren, beraubt werden. Wenn man über das Campo vaccino gieng, rechnete man die herrlichen Trümmer zur Natur. Jezt dekt man jedem einzel[n]en die Blöse auf. Und doch ist es lächerlich, dadurch den Begriff des Ganzen verdeutlichen zu wollen. Man befindet sich vielmehr mit Schmerz, in einem Cabinette, was an sich schon widerlich ist, und zwar von nichts als Stükken. Den Tempel der Concordia, der den mahlerischen Hintergrund von Hütten hatte, in dessen Gesäul sich eine Rebenlaube wie eine lebendige Idylle ausnahm, der an sich zertrümmert, aus Säulen von sehr ungleichem Model, aus verschiedenen Capitälen, Gesimsstükken, und Granitarten aufgerichtet war, hat man vorn und hinten nakt gemacht, und ihm einen ebenen Boden von dem Schutte der eingeschlagenen Hütten gegeben. Die geschändeten Säulen stehen öde da, eben so viel kolossale Bayonette, mit welchen sich die grose Nation das Gouvernement in der Kunstwelt des Alterthumes zu erobern denkt. Eine wahrhafte unverständige, fühllose Neugier! Denn nichts ist aufgegraben, was nicht schon früher untersucht, und also etwa wissenschaftlicher Gründe wegen bekannt zu machen war. Alsdann aber bedekte man es wieder, und ließ ihm sein Recht im Leben. Gefunden ist vollends nichts, aus Ursachen, die leicht zu denken sind, und nicht über die Gränzen eines Briefes giengen, wenn der Brief nicht über die Gränze gienge.

Sehr merkwürdig und gefährlich ist, daß ein vortrefflicher römischer Restaurateur, Palmarola[1]), die Kunst, Freskobilder auf Leinwand zu tragen, würklich gefunden hat. Ob es mit allen Bildern angeht, oder ob die Masse eine gewisse Lokkerheit und Räumlichkeit in den Brüchen haben muß, bleibt von der Erfahrung zu entscheiden. Er hat vorzügliche Bilder des Sebastiano del piombo, aus einem Vestibule, und neuerdings die Kreuzabnahme von Daniele di Volterra[2]), welche sich in dem

[1]) P. restaurierte 1827 in Dresden, wo der Weimarer Zeichner Karl Lieber auf Goethes Veranlassung das neue Verfahren bei ihm lernte. Vgl. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 14 (1928), 49.

[2]) Eine Nachbildung davon, vermutlich den bei Schuchardt 1, 76 verzeichneten Stich von N. Dorigny, überreichte Schlosser Goethen

Kloſter auf trinità di monte befand, übergetragen. Was ſchöner als dieſe Erfindung iſt, iſt die Anwendung eines gar natürlichen Gedankens, um den Farben ihre Kraft wieder zu geben. Wenn ein Bild nemlich auf die Leinwand gebracht, und fortan allen zerſtörenden Lokaleinflüſſen entzogen iſt, auch vom angeflogenen Schmuzze geſäubert, beſtreicht er es nach Gutfinden wiederholt, mit einer waſſerhellausſehenden Flüſſigkeit, wie er ſich ausdrükt, einer Kalkbeize. Dieſe frißt den Tartar, der auf den Farben liegt, ſanft weg, oder, richtiger geſagt, neutraliſirt ihn. Denn wiewohl er ſelbſt mit ſeiner ganz empiriſch entdekten Geſchiklichkeit geheim thun möchte, bleibt keinem Zweifel unterworfen, daß das ganze auf einem Proceſſe der Entſäurung beruht. Es iſt eine Luſt, ſolch ein Bild ſich verklären zu ſehen. Wo vorher blinde Flekke, oder die rohen Umriſſe kaum mit einer eintönigen Farbenmaſſe bedekkt waren, treten nun die Töne hell, und ſammt ihren Mitteltinten wie im Glanze der Jugend hervor. Man möchte ſelbſt ſolch einen jüngſten Tag einmal bei lebendigem Leibe erfahren! Zugleich überzeugt man ſich, welch eine elende Stümperei die Retouche iſt. Alle geſtehen, daß in dieſem Bilde Farben aufleben, die auch das geübteſte Auge nicht würde geahndet haben, die alſo auch unmöglich hätten aufgetragen werden können.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen dieſes leztere zu melden, unmittelbar nachdem ich die unerwarteten Rükfälle zur weltlichen Eitelkeit geleſen hatte, welche Sie in der Farbenlehre beſchreiben. Dieſes Werk hat leider eine ſehr flüchtige Erſcheinung hier in Rom gemacht, und war als Gabe eines Freundes um keinen Preis zurükzuhalten. Ich mußte mich glüklich ſchäzzen, es 14 Tage in meinen Händen zu haben. Dieſe wenigen Tage aber geben mir bereits ein Recht, Ihnen den allerinnigſten Dank für das viele Belehrende abzuſtatten, was auch mir dadurch zugefloſſen iſt. Ich empfinde den Werth ſolcher Werke vorzüglich, welche, wenn ſie eine Fülle verwandter Anſchauungen in uns rege gemacht haben, nun auch noch das löſende Wort hinzufügen, welches gleichſam die alleſammt wahren, aber zer-

am 28. Auguſt 1815 auf der Gerbermühle. Vgl. 'Sulpiz Boiſſerée' 1, 271.

streuten und dadurch widersprechend scheinenden Glieder des Räthsels binden, und durch den treffendsten Ausdruk ihnen sicheren Halt geben. Man fühlt sich, indem man ließt, plözlich um vieles bereichert. Es ist, als wenn uns ein streitiges Vermögen gerichtlich zugesprochen würde. Da ich die früheren Beiträge[1]) hier bei mir habe, und also mit dem einfachsten der Erscheinungen, und der Art, wie die Natur in ihrer Erzeugung sich auf der zartesten Schwebe von Uebergang zu Uebergang hält, vertraut war, auch die Unmöglichkeit einsahe, in dem kurzen Zeitraum den neuen Detail der Erfahrungen zu beherrschen, oder nachzuexperimentiren, habe ich mich vorzüglich gegen die Methode gewandt, und am längsten bei den Einleitungen, und der frühren Hälfte des 2ten Bandes aufgehalten. Gewiß ist niemals ein Zweig der Naturlehre in dem erhabensten und weitesten Sinne so weltbürgerlich behandelt worden. Während sehr talentvolle Geister ihrer Einbildungskraft fröhnen, und alle Stufen des Daseins verwirren, bewundere ich hier die höchste Tugend eines Naturforschers, Gerechtigkeit gegen jede Stufe des Lebens. Die Weise aber, mit welcher die ausgedehntesten und simpelsten Fänomene hingeleitet werden, wo sie sich complicirter zeigen, bis sie sich gewissermasen überleben, und nun dem sittlichen etwas bedeuten, darf man wohl kanonisch nennen. Jene Stellen der Einleitung, in welchen von der überall und allein würkenden Natur, vom wilden Schall an, bis zur sanftesten Rede der Vernunft, gesprochen wird, und die bald darauf folgende, von den bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen, gehören für mich unter die tiefsten, und bildlos gesprochen, göttlichsten Empfindungen, zu denen jemals der menschliche Geist sich erhoben hat, und haben eine Rührung in mir erwekkt, die unauslöschlich und immer gegenwärtig für mich sein wird. Ja, ich würde dieser Rührung vielleicht nicht fähig sein, wenn nicht Tausend und Tausend vorschwebende Erinnerungen aus Ihren Schriften mich ihr allmählich zugebildet hätten.

Wenn ich mit diesen Worten die vortrefflichen Skizzen zu dem Leben der Männer, welche die Liebe zur Natur wieder hervor-

[1]) Gemeint sind die 'Beiträge zur Optik', 2 Hefte, 1791/2.

riefen, und was über den Unterſchied der griechiſchen Entwikkelung von der neuen geſagt wird, zuſammenhalte, ſo kann ich nicht umhin, zu glauben, daß meine Art, über die Darſtellung einer neueren Kunſtgeſchichte zu denken, Ihnen die rechte ſcheinen müßte. Als der ſchmuzzige Wahn untergieng, daß man der Gottheit gefallen könne, indem man die Natur mit Füſen trete, als man den Geiſt und die Methode der Griechen annahm, welche auf Läuterung, und Veredlung der Natur beruht, da erwachte und genas die Welt aufs neue. Es iſt überdem ein ganz neuer Einfall, der ſich feſtzuſezzen droht, als ob die Genien der wiederauflebenden Jahrhunderte die Griechen gehaßt und ihre Götter als reſpective Teufel behandelt hätten. Vielmehr finden wir ja in allen eine Innigkeit der Liebe zu jedem Bruchſtükke des Alterthumes, welches ſie ihnen vielleicht viel näher brachte, als unſere froſtigen Forſchungen. Von jener Liebe an, bricht die Kunſt an; von jener Zurükneigung zur Natur wird ſie vorbereitet.

Ich habe übrigens um ſo mehr mit dem Herzklopfen der Freude die Farbenlehre geleſen, als ich mich, ohngefähr ſeit jenen Tagen, ernſthafter anfieng mit der Tonwelt zu beſchäftigen, welche, unter verſchiedenen Bedingungen des Werdens, weſentlich gleich einfach iſt, wenn auch ihre höchſten Erſcheinungen ſich noch verwikkelter, ſcheinbar noch chaotiſcher zeigen. Auch in ihr iſt alles gewonnen, ſobald wir uns das Urphänomen, für Sinn und Verſtand, bis zu thätiger Handhabung einzuprägen wiſſen. Es bricht in der complicirteſten Anwendung, ſich immer gleich, hervor. Auch hier tritt Tod in die Wiſſenſchaft ein, ſo wie wir den Gegenſatz, an welchen die Natur unerläſſlich ihre Erſcheinung knüpft, aus den Augen laſſen. Bei dem bloſen Tone läßt ſich ſo ganz und gar nichts denken, als wie bei der bloſen Farbe.

Leider bin ich von Jugend auf in der Execution ungeübt geblieben, und ſo ſpät gezwungen, manche ſchöne Stunde auf Ueberwindung mechaniſcher Schwierigkeiten zu verwenden, die in der Betrachtung angenehmer verflöſſe. Aber man kann ohne das nicht vorwärts. Das Kunſtelement iſt zu durchaus flüchtig, das Experimentiren und nach Abſicht modificiren zu noth-

wendig, und endlich ist es zu wahr, daß die Sinne durch den Geist zwar können geleitet, nicht aber ausgebildet werden.

Bis in die Kunstgeschichte drängt sich hier die Erbsünde der Fysiker, den Ton vermessen, theilen und wieder verbinden zu wollen, statt die untheilbare, kraft ihrer Erscheinung immer ähnlich getheilte Einheit, ich hätte schier gesagt Ton-Monade, fest zu halten, und in ihren Verwandlungen wieder zu erkennen. Ich sammle, so viel es anfangende Kenntnisse, sehr beschränkte Mittel, und ein Aufenthalt gestatten, der für solch ein Vorhaben immer zu kurz ist, Thatsachen über diese Gegenstände, und suche die Quellen des Unterrichtes auf. Die menschliche Kehle in ihrer natürlichen Intonation spricht so bezeichnend von den Grundwahrheiten der Tonwissenschaft, als die Erwekkung des Dreiklanges, oder die Mitbebung der Saiten es immer vermögen.

Uebrigens kann man in Rom, wiewohl auch die Musik hier im Verhallen ist, wenn man den Sazz zu gebrauchen versteht, daß die Natur in ihrer Gründung nie zu überschreiten war, sich über die Musik unzugänglich scheinender Zeiten noch mit ziemlicher Lebendigkeit belehren. Der gregorianische Gesang beruht in seiner Würkung sicherlich auf sehr ähnlichen Verhältnissen mit dem altgriechischen, er mag durch ein lombardisches Medium gegangen sein oder nicht. Diese Verhältnisse sind: Höhe und Reinheit der Ausbildung in den Stimmen, Würde der Verwendung, endlich fester Volksgebrauch, und daher der Willkühr und dem Geschmakke nicht unterworfene Verständlichkeit. Wenn man sich nur von dem erweisbar läppischen Aberglauben losgemacht hat, daß die Musik der Griechen reinmelodisch gewesen sei, da man doch nicht in die Sekunde gehen kann, ohne actu harmonisch zu würken, so drängen alle Wahrnehmungen zu dieser Annahme. Erwägt man die Hartnäkkigkeit, mit welcher sich das natürliche alte Leben noch jezt im Inneren von Grosgriechenland behauptet, so daß vielfache Völkermischungen, und eine seit anderthalb tausend Jahren stätig fortwürkende, diametral ihm entgegengesezzte Religion, nicht es tödten konnten, sondern sich ihm anschmiegen mußten; hört man zugleich Volksmelodien, deren Ursprung man nicht kennt, von solcher Wahrheit und Eigenheit, daß sie wie ein Seufzer aus gepreßtem Herzen,

wie plözliches Wiedererkennen im Auge, nicht oder nur schwach nachzulügen sind; leben und weben Völkerschaften seit undenklicher Zeit in diesen Weisen, und sind sie anderen benachbarten fremd oder gar mißfällig; so wüßte ich nicht, warum sie nicht für, wiewohl umgemodelte, doch aber ächte alte Motive zu halten wären. Lichtscheeren, Pfriemen, Dinge des gemeinsten Gebrauches, haben sich von südlichen Heiden in unsere nordischen Wälder fortgepflanzt. Aber das Volk in diesem Lande kann alles Geräthes entbehren, und in Lumpen glüklich sein; nur nicht ohne die Nationalempfindung seiner Leidenschaft, seiner Liebe!

Zu den beklagenswürdigsten Verwüstungen unserer Zeit gehört die Aufhebung der Conservatorien in Neapel. Währt sie lange genug, um die Kraft der Tradition zu verliehren, so erwächst dadurch der Kunst, der Wissenschaft, ja der Menschheit ein bedeutender Schaden. Hier war die Musik bis in die lezten Zweige ihrer Entwikkelung, die Lehre von den Effecten, wissenschaftlich befestigt. Wenn eine Schule von so edeler Bildung nicht das höchste hervorbrachte, so geschah es, weil das Leben, der allgemeine Grund aller Vervollkommnung, zu weit hinter ihr stand. Während Architektur, Mahlerei, und Skulptur in den ekelhaftesten Entartungen verschwammen, und die Gesinnungen schlecht wurden, gedieh die Musik, wegen des einwohnenden gesunden Keimes noch immer lieblich, und gesezzmäsig. Man muß über eine Methode in dieser Schule in Bewunderung gerathen, welche würdig wäre, aller und jeder Bildung als Grundlage zu dienen, so stufenweise, so naturgemäs, so naturgeduldig bewegt sie sich vorwärts. Ihre äussere Geschichte lehrt laut, daß, wo sittliche Energie einem Geschlechte fehlt, die Entfaltung einer einzelnen Fähigkeit, welche es auch sei, wenig fruchten könne, und endlich selbst verkommen müsse.

Inzwischen tröstet auch hier die Natur, welche unverlezzt und ewig ist, und es ist eine Wonne, zu sehen, wie sicher sie leitet. Während grübelnde Systeme auch in der Tonwelt hin und herschwanken, bemächtigt sich der Genius des Zieles, wie das Thier seine Speise kennt. An den Geistern muß man sich unterrichten, die auf der Höhe der Menschheit schweben. Den Erfindern in der Harmonie war kein Bedürfniß, die Wahrheiten,

nach denen sie handelten, wissenschaftlich auszusprechen. Aber ihre Empfindungen soll man zu Maximen, und Theoremen versezzen.

Indem ich täglich mit wachsender Lust mich an diese schöne Seite der Erscheinungen kette, genieße ich wenigstens das herrliche Erstaunen, was in der Nähe der Natur unserer Seele zu Theil wird, und schwinge mich für einen Augenblik über den Unmuth weg, der uns leicht in einer Gegenwart befällt, welche jedes Streben in den engherzigen Kreis des nächsten Bedürfnisses zurükzuzwängen droht.

Kann uns davor vielleicht Glük oder eine angebohrene Schnellkraft retten, wo flüchtet man hin, wenn uns das Ungemessene des Gegenstandes schaudern macht? Da die Töne ein secundäres Faenomen sind, und schon die unumgängliche Bedingung ihres Entstehens nicht einfach ist, so kann diese unmöglich übergangen werden. Dies leitet auf die fysischen Gründe der Bewegung überhaupt. Ich wage später einmal Ihnen darüber, was ich weiß, und wissen möchte, mitzutheilen.[1])

Vollends aber, wie tönt die Körperwelt? Jene grosen Gegensätze, das lezte nothwendige aller Erscheinung, drükken sich gleichfalls in der Reihe der Erzeugnisse aus. Wie verhält sich diese zu der Ton-monade? Aus Gefühl weiß ich, daß Metalle einen gesunden freudigen, andere Körper dagegen einen schwindenden wehmüthigen Klang von sich geben; Glas z. B.; beide unter Modificationen der Kohärenz. Hierinn liegt der Grund der eingebohrenen Töne verborgen; die Frage ist nur, wie man die Formel stelle, um ihn zu gewinnen. Die Chladnischen Versuche, genialisch angewandt und erweitert, können hier vielleicht von Nuzzen sein, und zugleich von dem Unfuge säubern, welcher in der Lehre von der Elasticität vorgetragen wird, und wahrhaftig nicht einmal dient, den Klang einer Glokke begreiflich zu machen. Ich lehne fürs erste diese Forschungen von mir ab. In Deutschland sind wissenschaftliche Hülfen leicht zu schaffen,

[1]) Als „Erstling einer Reihe von Arbeiten“ aus dieser Sphäre plante Schlosser für Schlegels ‘Deutsches Museum’ einen Aufsatz ‘Über die innwohnende Bewegung und ihren Grund’, der sich ihm zu einer „Methodik der Naturlehre“ erweiterte, aber nicht zur Ausführung kam.

was hier unmöglich ist. Ausserdem hoffe ich dort auf manch belebendes Gespräch, woran hier kein Gedanke ist. So buhle ich über ernste Dinge mit der ungewissen Zukunft.

Möge diese Zukunft im Vaterlande, verehrtester und geliebtester Mann, mir möglich machen, eine Zeit zu Ihren Füsen sizzend zuzubringen, und Lehre, Rath, Hülfe, Ermunterung unmittelbar aus Ihren Worten zu schöpfen. Vielleicht würde mir die Gegenwart Kraft und Muth geben, Ihnen alles das auszudrükken, was für Sie in meinem Herzen lebt. Bis jezt nehmen Sie mit Güte das Bekenntniß an, daß Ihr Antheil und Ihr Wohlwollen unter allen Gaben, die uns von Menschen zukommen, mir das Theuerste und unschäzbar sind. Haben Sie die Güte, mir sie zu erhalten, und vergönnen Sie mir eine Ueberzeugung, die mich glüklich macht.

Ich erinnere mich lebhaft der guten Stunden, die ich zulezt in Weimar zugebracht habe[1]), und empfehle mich dem Andenken und der Gewogenheit Ihrer Frau Gemahlinn aufs ergebenste. August wünsche ich von Herzen Glük zu allem Erwünschten, was ihm das Leben bringen wird, und bitte um die Fortdauer seiner Freundschaft.

Indem ich die Gesinnungen der Liebe und Verehrung wiederhole, welche unwandelbar in mir sind, habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen

Ihren

Allerergebensten

Schlosser.

Eine Antwort Goethes auf diesen Brief liegt nicht vor. Aber die geistvolle Art, wie Schlosser, seiner Zeit vorgreifend, hier die Verbundenheit der Goethischen Naturwissenschaft mit seinem gesamten Menschentum, die lebendige Wechselbeziehung zwischen ihr, seiner Dichtung, seiner Ethik und Weltbetrachtung und namentlich den methodischen Wert der 'Farbenlehre' für die Kunstgeschichte erfaßte und fortschreitend tiefer begriff,

[1]) Im Juni 1807, während Goethe in Karlsbad weilte. Vgl. 'Goethes Briefwechsel mit seiner Frau', hrsg. von H. G. Gräf, Frankfurt a. M. 1916, 2, 15. 18. Das Register spricht irrtümlich von Fritz Schlosser.

mußte den Dichter notwendig für ihn einnehmen. Vollends gewinnen aber mußte es ihn, wenn er sah, wie Schlosser, seinen geheimsten Absichten folgend, aber ganz selbständig, von der Farbenlehre in ein Gebiet hinüberwechselte, das er selber im Sommer 1810 in Karlsbad und Teplitz zusammen mit Zelter tastend betreten hatte. „Ich lebe und webe im Kontrapunkt, welcher einer der reichsten und vollkommensten Ausdrücke natürlicher Verhältnisse ist und von welchem aus wohl ein Gegenstück zu Goethes Optik zu imaginieren wäre. Manches, was ich über die Schule der Neapolitanischen Conservatorien zu sammeln Gelegenheit gehabt habe, setzt in Erstaunen. Ich zweifle, ob irgendeine Kunst oder selbst Wissenschaft so vollkommen methodisch ausgebildet gewesen ist" (Schlosser an Karoline v. Humboldt, Rom, 18. Mai 1811). Schlossers musiktheoretische Studien, die er später in Deutschland systematisch weiterbetrieb, bildeten in der Folge das Hauptthema im schöpferischen Gedankenaustausch mit Goethe und führten schließlich zu einer grundsätzlichen weltanschaulichen Auseinandersetzung.

Von der Wandlung, die sich damals in ihm vollzog, verrät Schlossers Brief nichts. Sein noch kurz vor der Rückreise nach Deutschland (29. April 1812) erfolgter Übertritt zum Katholizismus kann nicht weiter Wunder nehmen. Er erklärt sich, abgesehen von allen individuellen Gründen, bei einer so vorwiegend ästhetisch gerichteten Natur wie bei den meisten romantischen Konvertiten des Nazarenerkreises ganz folgerichtig aus ihren künstlerischen Grundüberzeugungen, ihrem Wahrheitsstreben und dem Sinne für die großen objektiven Grundlagen der geistigen Persönlichkeit im kirchlichen und nationalen Leben. An der Aufrichtigkeit dieses Schrittes kann ebenso wenig ein Zweifel walten wie daran, daß er, der nachmals gern zum Proselytenmachen neigte, äußerer Beeinflussung auf sich selber kaum Raum gestattete. Wie weit das Beispiel Zacharias Werners, mit dem Schlosser viel verkehrte, doch auch bei ihm mitgespielt hat, ist schwer zu sagen. Sie waren in mancher Hinsicht verwandte Naturen, die sich gegenseitig anzogen und abstießen. Namentlich Werner hatte öfter über Schlossers Anmaßung und

Widerſpruchsgeiſt zu klagen[1]), was ihn jedoch nicht hinderte, immer wieder ſeinen Umgang zu ſuchen. Er ſelber hat ſich jedenfalls ſowohl an Schloſſers wie an dem bald darauf folgenden Übertritt Overbecks, die er beide zur Firmelung führte, das Hauptverdienſt zugemeſſen.[2]) Nach der Konverſion Schloſſers geſtaltete ſich ihr Verhältnis übrigens ſehr viel inniger, namentlich während Werners Aufenthalt in Frankfurt und Aſchaffenburg, ſo daß Schloſſer es ſogar auf ſich nahm, den in Ungnade Gefallenen bei Goethe in empfehlende Erinnerung zu bringen.[3])

Wenn dieſer ſeine Abneigung gegen Werner und die „neumodiſchen Katholiken" überhaupt auf Chriſtian und Fritz Schloſſer, der dem Vorgange ſeines Bruders am 21. Dezember 1814 in Wien folgte, nicht übertrug, ſo iſt das ein Beweis, wie hoch er beide Brüder ſchätzte und wie ſehr er Perſon und Sache zu trennen wußte. Auf die Konverſion iſt von beiden Seiten niemals mit einem Wort Bezug genommen worden. Dritten gegenüber hat ſich Goethe wohl einmal geſprächsweiſe dazu geäußert, ſo zu Sulpiz Boiſſerée[4]) und noch am 3. Oktober 1829 zu Ludwig Löw von und zu Steinfurt[5]), der als junger Heidelberger Privatdozent mit einer Empfehlung Sophie Schloſſers zu ihm kam, aber auch hier noch mit jener Milde, die er immer bereit hatte, wo er bei aller Verſchiedenheit der Standpunkte auf menſchlich achtenswerte Eigenſchaften traf und ſolange man ihn ſelber mit unangemeſſenen Zumutungen verſchonte.

Chriſtian Schloſſer konnte alſo wohl hoffen, für ſeine römiſchen Schützlinge bei Goethe auf geneigtes Gehör zu ſtoßen, zumal er inzwiſchen an Sulpiz Boiſſerée einen gleichgeſinnten Bundesgenoſſen gefunden hatte. Das eigentümliche, auch von Goethe beſtätigte Verdienſt, dem römiſchen Nazarenerkreis die erſte Brücke nach Deutſchland geſchlagen zu haben, gebührt in-

[1]) H. Düntzer, 'Zwei Bekehrte', S. 193. 195. 209.

[2]) O. Floeck, 'Briefe des Dichters Fr. L. Z. Werner', 2, 257.

[3]) An Goethe 4. April 1812 und 14. September 1813. Goethe an Chriſtian Schloſſer 21.—26. September 1813; an Fritz Schloſſer 13. Februar 1814 (Briefe 24, 10. 146).

[4]) E. Firmenich-Richartz, 'Die Brüder Boiſſerée' 1, 422.

[5]) 'Goethe-Jahrbuch' 17 (1896), 69/70.

dessen den Brüdern Schlosser. Christians Hauptsorge galt vor allen Overbeck, „dem Liebling seines Herzens", und Cornelius. Dieser hatte sich schon während seiner Frankfurter Jahre der besonderen Teilnahme Fritz Schlossers zu erfreuen gehabt. So z. B. hatte Schlosser, damals Sekretär des Frankfurter 'Museums', dort kurz nach des Künstlers Abreise gelegentlich einer Ausstellung seiner Fauſtzeichnungen eine poetische Illustration derselben von Helmina v. Chézy wirkungsvoll zum Vortrag gebracht[1]), und er war es auch, der Sulpiz Boisserée mit denselben Zeichnungen bei Goethe anmeldete.[2]) Nach seiner Rückkehr nach Deutschland übernahm dann Christian die weitere Rolle des Vermittlers. Nachdem er noch in seinem letzten Schreiben an Goethe aus Rom vom 4. April 1812 mit warmen Worten Overbeck und Cornelius dem Dichter ans Herz gelegt hatte, übersandte er ihm am 14. September 1813 die ersten originalen Leistungen nazarenischer Kunst: von Cornelius den 'Tod Siegfrieds' und den Carton zum 'Abschied des Paulus von den Epheſern'; von Overbeck die 'Speisung der Hungrigen' aus der Folge der 'Sieben Werke der Barmherzigkeit'. Goethe quittierte den Empfang der „stupenden Dinge" in ähnlich lautenden Schreiben an Schlosser[3]) und Sulpiz Boisserée[4]) voller Anerkennung, versprach möglichste Förderung, vergaß aber auch nicht, seine Einschränkungen zu machen. Sein Wort von den Künstlern, die, in den Mutterleib zurückgekehrt, noch einmal geboren zu werden hoffen, veranlaßte Christian Schlosser am 1. Mai 1814 zu einer Rechtfertigung, die den verborgenen Gegensatz ihrer Anschauungen deutlich hervortreten läßt: „Ich . . . kann . . . die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das, was Ihnen eine künstliche Rückkehr scheint, vielleicht eine natürliche ist. Es gedeiht nicht, was nicht aus seinen Wurzeln erwächst. Freilich, wo unsere Wurzeln liegen, das wäre die Frage. Vielleicht gehört sie zu jenen seltsamen, tiefer liegenden Problemen

[1]) Fritz Schlosser an Helmina v. Chézy 18. September 1811 (Ungedruckt: Sammlung Varnhagen).

[2]) Fritz Schlosser an Goethe 20. April 1811.

[3]) 26. September 1813 (Briefe 24, 9).

[4]) 14. Februar 1814 (Briefe 24, 149).

der Menschheit, die der gemessenste, edelste, klarste Verstand oft irrig und nur etwas, das wir bald Instinkt bald Genius nennen, rein und sicher beantwortet a fore principium." Den Brief begleiteten wieder drei Blätter „der Ihnen schon bekannten Freunde", die aufs neue Bewunderung erregten, darunter das schöne, wenig bekannte Doppelporträt von Cornelius und Overbeck[1]), von ihnen gegenseitig gezeichnet, ein gemeinsames Geschenk für den aus Rom scheidenden Schlosser.

Immerhin schien der Dichter für die neue Kunst soweit eingenommen, daß man im Kreise Christian Schlossers und seiner Gesinnungsgenossen an den lang erwarteten Besuch Goethes am Rhein und Main ernstliche Hoffnungen für seine völlige Bekehrung knüpfen zu dürfen glaubte. Nachdem Christian schon vom 25.—31. August 1814 in Wiesbaden und Winkel fast täglich mit Goethe und Zelter zusammen und dem Dichter „um gar vieles näher gekommen" war[2]), übernahm er in Frankfurt, wo Goethe vom 12.—24. September und 11.—20. Oktober als Gast im Schlosserschen Hause weilte, neben dem bescheiden zurücktretenden Bruder Fritz die Rolle des Hausherrn und gesellschaftlichen Vermittlers mit so viel Takt, daß ihn Goethe auch auf seiner Fahrt nach Heidelberg zu den Brüdern Boisserée als „Reisemarschall" nicht entbehren mochte. Sein Einfluß verfehlte auch jetzt, wie stets im persönlichen Verkehr, seine wohltätige Wirkung nicht auf den exzentrischen Christian, und so konnte der Dichter dankbar anerkennen: „Mit Christian komme ich sehr gut zurecht, er ist liebevoll und thätig, kennt die Stadt und die Verhältnisse; dadurch wird er mir sehr nützlich, indem ich mich mit meinem Betragen darnach richten kann. Auch besitzt nicht leicht jemand hier so viel Wissen, so viel Kunstkenntniß und Liebe. Sein guter Wille gegen mich ist vollkommen. Und da jeder Mensch doch in allen Hauptpunkten für sich selbst sorgen muß, so mische ich mich weder in seine innre Angelegenheiten, noch in das, was andre Menschen besonders betrifft."[3])

[1]) Datiert: „Rom, den 16. März 1812"; vgl. 'Meisterwerke des Stifts Neuburg', München 1880.

[2]) An Fritz Schlosser 31. August 1814 (Briefe 25, 31).

[3]) An Christiane 16. Oktober 1814 (Briefe 25, 61/62).

In täglichem Umgang mit Goethe und den Brüdern Boisserée erlebte Christian Schlosser vor den Heidelberger Bildern die neue verheißungsvolle Wandlung des Goethischen Geistes gebend und empfangend mit, aufs tiefste durchdrungen von der Bedeutung des Augenblicks, von dem er sich eine „welthistorische Wirkung" erwartete.[1]) Indem er, auf seine Art Sulpiz Boisserée sekundierend, Goethe für eine umfassende Behandlung dieser Kunst zu gewinnen suchte, versprach er sich „daraus Resultate für die Kunst und Kunstgeschichte, Rückwirkungen besonders für die Naturwissenschaften, für die Geschichte, für die Erkenntnis, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, der Metamorphose der menschlichen Geisteskräfte, deren Gewinn nicht zu bestimmen sein kann."[2]) Sicher spielte in seiner Berechnung, wenn auch unausgesprochen, der Gedanke an eine religiöse Wandlung des Dichters mit, die denn auch das Gerücht mancherorts bereits als vollzogen ansah und hauptsächlich dem Einfluß der Brüder Schlosser und dem Verkehr mit Willemer, der gleichfalls als Kryptokatholik galt, zuschrieb.[3])

Wie fremd dem Dichter bei aller Anerkennung der kunstgeschichtlichen Verdienste der Brüder Boisserée doch im Grunde „die Phrasen der neukatholischen Sentimentalität" blieben, sollte auch Christian Schlosser bald erfahren. Unter den Gegenständen, die 1814 mit Goethe und Zelter behandelt wurden, begegnet auch die Tonlehre wieder. Angeregt durch einen im gleichen Jahre in Weimar niedergeschriebenen Aufsatz Zelters über Fuge und Kontrapunkt[4]), den Goethe mit nach Frankfurt brachte und dort zur Diskussion stellte, verfaßte Schlosser für diesen eine kleine Abhandlung über Leonardos 'Cena' und Raffaels 'Galathea', in der er an Hand dieser Werke ein dem Kontrapunkt und der Fuge Entsprechendes in der bildenden Kunst nachzuweisen unternahm, eine Arbeit, die Goethen großes

[1]) 'Sulpiz Boisserée' 1, 231.

[2]) An Goethe 14. November 1814.

[3]) Vgl. R. Zoeppritz, 'Aus F. H. Jacobis Nachlaß', Leipzig 1869, 2, 171.

[4]) Gedruckt bei Riemer, 'Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter' 2, 122—125, mit dem Datum: Weimar, den 1. Juli 1814.

Vergnügen bereitete[1]) und für Schlosser zum Ausgangspunkt erneuter Beschäftigung mit der Tonlehre im Winter 1814/15 wurde. Am 6. Februar 1815 übersandte ihm Goethe seine 1810 entstandene Tontabelle mit der Bitte, seine Methode nach allen Seiten durchzudenken und zu prüfen. Die daran sich knüpfende, hier nicht näher zu behandelnde Auseinandersetzung über Dur- und Molltöne und die Grundlagen der Musik[2]), in der beide Briefschreiber, auch Goethe ganz gegen sein sonstiges Verfahren, die gefährlichen Pfade der Deduktion betraten, gipfelte in einer wundervollen Aussprache zwischen romantischer und Goethischer Weltanschauung, wonach sie ihren Standpunkt verschieden zu wählen hatten. Schlossers unverhohlen hervortretende Neigung, sich durch „Transcendieren und Mysticisieren" ins „Abstruse und Phantastische" zu verlieren, traf bei Goethe auf eine ebenso deutliche und nicht ohne leise Ungeduld erklärte Ablehnung, der er jedoch jede Schärfe zu nehmen wußte durch die seinen Gegner ehrende Mahnung: „Nehmen Sie daher meine Äußerungen freundlich auf; denn ich wünschte, daß wir das große Kunststück, das Schillern und mir gelang, bei völlig auseinanderstrebenden Richtungen ununterbrochen eine gemeinsame Bildung fortzusetzen, auch zusammen bestünden, welches um so verdienstlicher wäre, als Jahre und Überzeugungen noch weiter auseinanderstehen."[3])

Auf ihr persönliches Verhältnis hatte diese Meinungsverschiedenheit denn zunächst auch so wenig Einfluß, daß sich Schlosser auch bei Goethes Besuch im Jahre 1815 wieder zu seinen nächsten Vertrauten zählen durfte, zuerst in Wiesbaden vom

[1]) Fritz Schlosser an Kanzler v. Müller 12. Juni 1832; Schlosser erhielt den Aufsatz aus Goethes Nachlaß am 30. Juli 1832 durch Müller zurück. Er befindet sich jetzt in der Sammlung Kippenberg (vgl. Katalog 2. Ausgabe, Bd. 2, Nr. 4413).

[2]) Vgl. H. Düntzer, 'Aus Goethes Freundeskreise' S. 523ff. H. J. Moser, 'Goethe und die musikalische Akustik', Festschrift für Rochus von Liliencron, Leipzig 1910, S. 145ff.

[3]) An Christian Schlosser 19. Februar — 5. Mai 1815 (Briefe 25, 313). Als Erinnerung, absichtsvoll zugespitzt, klingt der Vorgang an in 'Goethes Briefwechsel mit einem Kind'; vgl. 'Bettina v. Arnims sämtliche Werke' 3, 228/29. 232. 243. 260.

7. bis 14. Juli „zu sehr angenehmer und nützlicher Unterhaltung" über geologische und mineralogische Probleme, dann als Zeuge der im Zeichen des 'Divan' stehenden Wochen in Frankfurt und auf der Gerbermühle. An der Gestaltung des in Angriff genommenen ersten Heftes von 'Kunst und Altertum' war u. a. auch Schlosser damals nicht unwesentlich beteiligt, für die auf Frankfurt bezüglichen Teile des ersten und die Nachträge des zweiten Heftes lieferte er auf Goethes Bitte in der Folge auch noch ausführliche schriftliche Berichte, die der Dichter in ziemlichem Umfange in seine Darstellung übernahm, nicht ohne Schlossers scharfe Urteile zu mildern.[1]) Gewisse Rücksichten, die er bei dieser Arbeit zu beobachten hatte, fielen jedoch weg, wenn er bei erneuter Gelegenheit den Fortschritten der „römischen Freunde" seine Aufmerksamkeit schenkte. Noch 1814 hatte Christian Schlosser an Overbeck melden können: „Wie liebt er Euch und sieht Eurer Ernte entgegen."[2]) Aber schon ein Jahr später, nachdem Goethe bei Schlossers und bei Wenner die neusten Proben nazarenischer Kunst kennengelernt hatte, überwogen die Ausstellungen so sehr[3]), daß der erklärte Bruch mit der verhaßten Richtung nur noch eine Frage der Zeit sein konnte.

Die in Rom sich häufenden Übertritte und die immer unduldsamer sich äußernde konfessionelle „Parteiwut" mußten Goethe um so mehr abstoßen, als er um die gleiche Zeit in der ihm wiedergegebenen Vaterstadt auf ganz ähnliche Erscheinungen traf, die ihn auch deshalb empfindlich berührten, weil er die Brüder Schlosser hervorragend daran beteiligt sah. Der namentlich in den Jahren 1815 und 1816 in Frankfurt tobende Kampf um die neue Verfassung wurde besonders verschärft durch den Hand in Hand damit gehenden Streit um die Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse, der von einer kleinen, aber entschlossenen katholischen Minderheit unter Führung der Brüder Schlosser nicht immer maßvoll geführt wurde. Die treibende Kraft war auch hier wieder Christian, der sich mit

[1]) Vgl. Werke 34^{II}, 36. 41—43. E. v. d. Hagen, Goethe als Herausgeber von Kunst und Altertum', Berlin 1912, S. 26. 32. 43.
[2]) Howitt-Binder, 'Friedrich Overbeck' 1, 363.
[3]) E. Firmenich-Richartz, 'Die Brüder Boisserée' 1, 407. 416.

der ihm eigenen Gewandtheit dieser neuen Materie bemächtigte und auch den älteren, im Grunde irenisch gestimmten Bruder in Tätigkeit zu setzen verstand. Einen willkommenen Bundesgenossen fanden sie in Friedrich Schlegel, dem derzeitigen österreichischen Legationsrat beim Bundestag. Die Hauptphasen des „verderbenden bürgerlichen Zwists", der eine weitere unerfreuliche Note durch einen persönlichen Streit innerhalb der katholischen Kirchen- und Schulkommission zwischen dem auch Goethe nahe stehenden Senator Georg Friedrich v. Guaita und den Brüdern Schlosser erhielt, verfolgte Goethe an Hand von brieflichen Mitteilungen und einer Reihe von Broschüren, die ihm die Brüder übermittelten[1]), mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit, aber auch fest entschlossen, unter solchen Umständen das „uneinige Frankfurt" zu meiden. Es ist somit sicher, daß Goethe, auch wenn die für 1816 geplante Reise nach Baden-Baden durch den verhängnisvollen Wagenunfall mit Heinrich Meyer nicht vereitelt worden wäre, in diesem Jahre Frankfurt nicht betreten hätte.[2]) Und wie eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß es dieselben Brüder Schlosser waren, die ihm in den Vorjahren das Elternhaus ersetzt hatten und die ihm jetzt die Wiederkehr verleideten.

Goethe ließ sie diese Enttäuschung nicht entgelten. Während selbst wohlwollende Freunde wie der Freiherr vom Stein das schroffe Auftreten der Brüder Schlosser „gegen die Partei, in der man geboren und erzogen ist", als unzart empfanden und entschieden ablehnten[3]), Achim v. Arnim, der Schwager Guaitas, jetzt erbittert feststellte: „Christian Schlosser war und bleibt der vorlaute eingebildete Schwätzer und Friedrich Schlosser der in Recht und Unrecht ihm dienende Bruder"[4]), war

[1]) Christian Schlosser an Goethe 24. Juni 1816; Fritz Schlosser an Goethe 15. März 1817.

[2]) An Fritz Schlosser 13. Juli 1816 (Briefe 27, 84); vgl. L. Geiger, 'Goethe und Frankfurt', Frankfurter Zeitung, 1. Morgenblatt (Nr. 132) vom 13. Mai 1903. K. Ruland, 'Nochmals Goethe und Frankfurt', ebenda 1. Morgenblatt (Nr. 135) vom 16. Mai 1903. A. Stoll, 'Friedrich Karl von Savigny' 2, 148.

[3]) G. H. Pertz, 'Leben Steins' 5, 63.

[4]) 'Stimmen aus Maria Laach' 67 (1904), 404.

Goethes rein menschliche und verwandtschaftliche Teilnahme noch immer so groß, daß er es bei einem „non liquet" bewenden ließ. Selbst als ihm Christian sein politisches Manifest, die von ihm übersetzte und kommentierte Schrift des ultraroyalistischen und klerikalen Franzosen Fievée ‚Über Staatsverfassung und Staatsverwaltung'[1]) zusandte, hörte er darin noch die „sinnige gewohnte Stimme" des Freundes. Die hierarchischen Tendenzen des Buches, das ihn an „verdrießliche Dinge" erinnerte, wies er freilich milde und nicht ohne leisen Spott unter Hinweis auf das bevorstehende Reformationsjubiläum zurück.[2]) Das war um dieselbe Zeit, in der er zusammen mit Meyer die längst vorgenommene Abrechnung mit der „neu-deutschen religios-patriotischen Kunst" vollzog, die dann im 2. Heft von ‚Kunst und Altertum' im April 1817 erschien und seine Ablehnung alles Neukatholischen überhaupt offen erklärte. Der Aufsatz wurde auch maßgebend für sein ferneres Verhältnis zu Christian Schlosser. Nicht, daß es zu einem ausgesprochenen Bruch gekommen wäre. Aber es schien Goethen doch an der Zeit, „bei unvergleichbarem Zwiespalt ihrer Gesinnungen lieber auf eine Zeitlang von einander Abschied zu nehmen und dem guten Genius zu überlassen, ihre Wege wieder zu nähern".

Schlossers weitere Entwicklung war nicht dazu angetan, eine solche Annäherung zu begünstigen. Es zeigte sich mehr und mehr, daß ihm die Selbstverläugnung mangelte, seinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben, die ihn vor den Gefahren des Dilettantismus hätte bewahren können. „Er hat nur Kraft", schrieb W. v. Humboldt am 5. September 1819 an Karoline, „solange ihn die Phantasie in einer Art Schwung erhält; wenn das nachläßt, verliert er sie auch und schiebt dabei immer die Schuld der Dinge auf andere oder die Umstände, ohne sich gehörig erst zu fragen, ob er selbst beide nicht anders behandeln kann. Es ist sehr schade um ihn. Denn es bringt ihn nicht bloß um die äußere Wirksamkeit, nach der er doch sehr strebt, sondern

[1]) Frankfurt a. M. 1816.

[2]) An Christian Schlosser 27. September 1816 (Briefe 27, 173).

macht auch, daß sein Denken und Wissen fragmentarisch bleibt."[1]) Humboldt hielt es deshalb für einen Beweis der Vorurteilslosigkeit des Freiherrn vom Stein, daß dieser mit Schlosser auf so freundschaftlichem Fuße stand. Stein, dem sich Christian durch sein Büchlein 'Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedeutung' (Frankfurt a. M. 1817)[2]) empfohlen hatte, sah über seine Schwächen schonend hinweg und bediente sich seiner geschickten Feder bei der Abfassung der bekannten Denkschrift über die Verfassungsverhältnisse der Lande Jülich, Cleve, Berg und Mark, die der ritterschaftliche Adel dieser Provinzen am 26. Februar 1818 Hardenberg in Engers überreichte. Dasselbe Jahr brachte Schlosser die Vermählung mit Helene Gontard, der ebenso schönen wie geistvollen Tochter Susette Gontards, der Diotima Hölderlins, eine Verbindung, von der man sich für Schlossers innere und äußere Festigung das Beste versprach. Gleichzeitig übernahm er auf Empfehlung Johannes Schulzes die Leitung des Gymnasiums in Koblenz, legte sie jedoch bereits im Juni des folgenden Jahres nieder, da er dem Amte weder in wissenschaftlicher noch in disziplinarischer Beziehung gewachsen war.[3]) Ein von Stein und Humboldt befürworteter Plan, ihm eine Professur in Bonn zu verschaffen, scheiterte an politischen Bedenken der preußischen Regierung. Inmitten dieser Enttäuschungen traf ihn der schwerste Schlag seines Lebens. Am 4. November 1820 wurde ihm Helene in Paris, wo er mit ihr vorübergehend bei seinem Schwiegervater Jakob Friedrich Gontard lebte, nach der Geburt eines toten Töchterchens entrissen. An seinem Glück und Unglück nahm auch Goethe, von Sulpiz Boisserée unterrichtet[4]), den herzlichsten Anteil. Seiner Stütze beraubt, in seiner Gesundheit durch ein keimendes Brustleiden schwer erschüttert, verfiel Christian Schlosser nun

[1]) 'Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen', Berlin 1913, 6, 607.

[2]) Schlosser übersandte es am 19. Februar 1817 auch Goethen; vgl. Tageb. vom 25 Februar 1817; das Register weist es fälschlich dem Historiker Friedrich Christoph Schlosser zu.

[3]) G. Eilers, 'Meine Wanderung durchs Leben' 2, 66.

[4]) 'Sulpiz Boisserée' 2, 297. Goethe an Fritz Schlosser 10. Januar 1821 (Briefe 34, 86).

mehr und mehr einem ruhelosen Wanderleben, das sich in rasch aufgegriffenen Entwürfen ohne Dauer und Ziel erschöpfte. In den nächsten Jahren bis 1824 hielt er sich mit kurzen Unterbrechungen in Frankreich auf, teils in Paris, teils in Fervacques bei seinem gesinnungsverwandten Freunde, dem Marquis Astolphe de Custine, der ihn wohl damals mit den herrschenden Ideen der französischen Legitimisten und Klerikalen vertraut machte. Die Verbindung mit Goethe war auch jetzt nicht ganz abgerissen. Mehrmals gehen von Goethes Seite Autographensendungen an Schlosser. Dieser empfiehlt unterm 15. Juli 1822 dem Dichter die Lektüre der 'Soirées de Saint Pétersbourg' des Grafen J. de Maistre und kündigt am 17. August 1823 von Boulogne die junge Virtuosin Delphine Schauroth an, die Goethe dann vergeblich erwartet.[1]) Schlossers letzter Brief vom 23. Dezember 1824 bittet um eine Empfehlung an Nees von Esenbeck in Bonn, wo Schlosser sich im Frühjahr und Sommer 1825, bedenklich erkrankt, zur Erholung aufhielt. Sein Brief schließt mit einem enthusiastischen Hinweis auf das aufsteigende Talent des Frankfurter Malers Ferdinand Fellner: „Ein solcher Trunk aus jungem Quell würde auch Sie erquickt haben."

Im Spätsommer 1826 wandte sich Schlosser, sterbenskrank, zum zweiten Male nach Italien, wo er sich Linderung seiner Leiden erhoffte. Noch einmal verhalf ihm Rom zu einem letzten trügerischen Aufschwung seiner schon arg gesunkenen Lebensgeister. Außer mit Overbeck, Philipp und Johannes Veit verkehrte er jetzt viel mit Platen, der rasch Zutrauen zu ihm faßte und seinem anfeuernden Anteil eine Neubelebung seiner dramatischen Schaffenslust verdankte.[2]) Daneben genügte Schlosser seinem agitatorischen Bedürfnis durch die Teilnahme an den damals in Rom üblichen Treibereien gegen den preußischen Gesandten Josias v. Bunsen. Sein Zustand verschlimmerte sich indessen zusehends. In seinen letzten Stunden standen ihm sein geliebter „Bruder" Overbeck und Ernst Platner treulich zur Seite. Am 14. Februar 1829 fand er Erlösung und

[1]) An Christian Schlosser 30. Mai 1824 (Briefe 38, 151).

[2]) Vgl. R. Schlösser, 'August Graf von Platen', München 1913, 2, S. 55. 108.

den Frieden, den er im Leben nicht hatte finden können, aufrichtig betrauert auch von Goethe, dem sein Andenken „immer lieb und wert“ blieb. Bruder und Schwester stifteten dem fern von der Heimat Heimgegangenen ein von Overbeck gezeichnetes und von Lotsch in Marmor ausgeführtes Grabmonument „in echt christlichem Sinne und Stile“ in der Kirche SS. Vincenzo ed Anastasio. Ein Abguß desselben nebst einer Marmorbüste von Lotsch fand einen würdigen Platz in der Kapelle des Stiftes Neuburg.